

Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Telephon Nr. 53

Größte und meistverbreitete Zeitung

der Kreise Neuß und Grevenbroich

Telephon Nr. 53

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Als Gratisbeilage wöchentlich das St. Quirinusblatt u. in freier Folge die Beiträge zur Geschichte der Kreise Neuß u. Grevenbroich. — Preis pro Quartal in Neuß durch Boten ins Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt Mfr. 1.75. Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 20 Pfg. pro Quartal beigegeben.

Redaktion: Joseph Grunau



Insertate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem tauffähigen Lesepublikum unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die sechs-gelappte Seite oder deren Raum 15 Pfg. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Anzeigenannahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen. * * * Expedition: Neuß, Niederstraße. * * * * *

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß

Nr. 236. (Erstes Blatt.)

Donnerstag, 19. Juni 1902. (Gervastus u. Protasius.)

29. Jahrgang.

* Die Arbeiterwohnungsfrage

ist auf dem augenblicklich in Düsseldorf tagenden 6. Internationalen Wohnungskonferenz in recht interessanter Weise behandelt worden. Der freisinnige Abgeordnete Dr. Gräber-Charlottenburg sprach zunächst über die Selbsthilfe der Wohnungsbewerber und betrat darin den Standpunkt der absoluten Selbsthilfe. Der Redner behandelte nach dem offiziellen Bericht die Frage des Baugenossenschaftswesens, das zwar die Wohnungsnot nicht gänzlich beseitigen, wohl aber zu einem großen Teil eine Milderung derselben erzielen könne. Selbstverständlich werden die staatlichen Maßnahmen einen bedeutenden Einfluß auf das Baugenossenschaftswesen ausüben, in der Hauptsache würde uns aber die Selbsthilfe bleiben. Ein gewiß erstrebenswertes Ziel sei es, für unsere Mitmenschen billige und gesunde Wohnungen zu schaffen. Die Baugenossenschaften sind Vereinigungen, deren unmittelbares Ziel die Selbsthilfe ist, politische und wirtschaftliche Gegensätze sind völlig ausgeschlossen. Referent ist der Ansicht, daß in den zu dem Thema der verschiedenen Seiten gegebenen Referaten nicht klar genug zum Ausdruck gekommen ist, daß die Selbsthilfe auf diesem Gebiete erhebliche Fortschritte zeitigen kann. Man gewinne den Eindruck, als ob die Genossenschaften von einem ganz besonderen Gesichtspunkte betrachtet würden; tatsächlich seien sie doch die thätigsten Mitarbeiter des Staates und sonstiger Körperschaften zur Abhilfe und Beseitigung der Wohnungsnot. Redner erwähnt ferner, daß die Entwicklung des Baugenossenschaftswesens, zu dessen Gründung der bekannte Volkswirtschaftler Rudolf Paetzel in einer Schrift über die Wohnungsfrage unter besonderer Berücksichtigung der ärmsten Klassen die erste Anregung gab. Als bemerkenswertes Moment hob Redner noch hervor, daß damals die Baugenossenschaften von der sozialdemokratischen Partei heftig bekämpft worden seien. Redner behandelte ferner die gesetzlichen Grundlagen für die Errichtung und Verwaltung von Baugenossenschaften und ferner die Entwicklung, Zusammenfassung und Bedeutung der Organisationen der Selbsthilfe in den verschiedenen Ländern. Bei einem Vergleich käme man wohl zu dem Resultat, daß überhaupt nirgendwo bei kapitalistischen Gesellschaften eine Betätigung der Selbsthilfe in Betracht komme. Wenn der genossenschaftlichen Form insbesondere in Deutschland bisher der Vorzug nicht gegeben war, so geschah dies aus dem angeblichen Grunde, daß die kapitalistischen Gesellschaften im Grunde seien, mehr Häuser herzustellen. Es sei jedoch nicht richtig, wenn man diesen Standpunkt als Norm ansehe. Bei den kapitalistischen Gesellschaften handle es sich nicht um eine spontane Betätigung des Gedankens, billige Wohnungen zu bauen, und auch in finanzieller Hinsicht komme es sowohl bei den kapitalistischen, wie den Genossenschaftsorganisationen auf die Erlangung möglichst günstiger Kredite an. Dieses aber sei durch das Eingreifen der Landesversicherungsanstalten in heutiger Zeit besser. Danach erörterte der Referent die verschiedenen Arten der Baugenossenschaftsorganisationen und legte den Unterschied zwischen den gemeinnützigen und sonstigen Baugenossenschaften dar. Das Erbbaurecht auf die Genossenschaftsgrundstücke, hielt Redner nicht für vorteilhaft; es müsse bei Gründung von Baugenossenschaften stets die zukünftige Entwicklung der Gemeinbewohner, in denen Baugenossenschaften errichtet werden sollten, im Auge behalten werden. Nach einer vom Referenten gegebenen statistischen Übersicht befanden in Deutschland im Jahre 1871 16 Genossenschaften, 1876 erhöhte sich die Zahl derselben auf 53, 1888 fand sie indes auf 28, um dann wieder einen kräftigen Aufschwung zu nehmen, und heute sind in Deutschland bereits 476 Baugenossenschaften vorhanden. Diese Bewegung der Zahl der Baugenossenschaften ergebe zur Genüge, daß der wirtschaftliche Rückgang in den achtziger Jahren auch auf die Entwicklung dieser Art der Genossenschaften von Einfluß gewesen sei. Was das derzeitige Moment der Baugenossenschaften anbetrifft, so dürfe vor allen Dingen nicht unterschätzt werden, daß diese die Genossenschaften an Ordnung und Sauberkeit gewöhnen, ebenso müßte man die hervorragenden gesundheitlichen Vorteile in Betracht ziehen. Zu der Frage des Credits ist Redner der Ansicht, daß solcher den Baugenossenschaften in genügender Weise zur Verfügung stehe. Doch sei es empfehlenswert, daß den Genossenschaften schon während des Baues das Capital — Hypothekenzahlungen — dargegeben werde, natürlich unter Controlle des Baues. Von der Errichtung von Baubanken verspricht Redner sich besonders aus wirtschaftlichen Rücksichten keine Vorteile. Er tabelte ferner die Mängel der Haus- und Grundbesitzervereine gegen die Baugenossenschaften, die sich hauptsächlich auf die Subventionierung der letzteren beziehen. Es ist zweckmäßig, die

Subventionierung der Baugenossenschaften zu lassen und die letzteren ebenso wie die anderen Grundbesitzer zu behandeln, dann würden die Angriffe der Haus- und Grundbesitzervereine schon von selbst aufhören. Gelöst werde allerdings die Wohnungsfrage durch die Baugenossenschaften nicht, dazu bedürfe es wohl anderer Faktoren, aber schon die mittelbaren Folgen seien nützlich und gesund. Den Baugenossenschaften stehe noch ein weites Feld auf dem Gebiete der Selbsthilfe offen. Landesrat Brandts (Düsseldorf) entgegnete hierauf: Der Herr Referent wie auch die meisten der Herren aus dem Auslande vertreten den Standpunkt, daß die Thätigkeit der Baugenossenschaften auf dem Prinzip der reinen Selbsthilfe der Wohnungsbedürftigen, der Konsumanten, beruhen soll. Ich vermag diesen Standpunkt nicht zu theilen; ich glaube vielmehr, die Praxis hat gezeigt, daß die Selbsthilfe auf diesem Gebiete der Anregung, der Leitung und auch einer gewissen Führung bedarf. Und das kann nicht von vornherein. Häuser bauen und verwalten ist eine Kunst und ein Geschäft zugleich (Sehr richtig!). Und namentlich das letztere will gelernt sein. Vor allen Dingen aber gehört zum Häuserbau Geld, und wenn das Baugenossenschaftswesen in den letzten zehn Jahren einen so erfreulichen Aufschwung genommen hat, so ist das in allererster Linie darauf zurückzuführen, daß die öffentlich-rechtlichen Anstalten Geld hergegeben haben. Und das war richtig, denn Privatbanken thun das nicht oder nur unter unerfüllbaren Bedingungen. Ich habe mich allerdings gewundert, daß der Herr Referent gesagt hat, den Baugenossenschaften werde die Beschaffung von Geld vielfach zu leicht gemacht. Ich möchte die hier anwesenden Vertreter von Versicherungsanstalten fragen, ob sie jemals mit der Hergabe von Geld an Baugenossenschaften schlechte Erfahrung gemacht haben? Ich glaube, sie werden diese Frage entschieden verneinen. (Sehr richtig! und lebhafter Zustimmung.) Nehmen aber die Baugenossenschaften Baugelder von den öffentlich-rechtlichen Anstalten, erhalten sie auf diese Weise mehr und mehr einen öffentlich-rechtlichen Charakter, so ist es auch berechtigt, daß eine gewisse Mitwirkung oder Anregung oder Subventionierung durch die öffentlich-rechtlichen Organe stattfindet. Wir wünschen eine solche kleine, ich will sagen, Nachhilfe. Redner bespricht ferner die Entwicklung des Baugenossenschaftswesens in der Rheinprovinz. Abgesehen von wenigen Ausnahmen beteiligten sich hier die Stadtverwaltungen direkt

oder indirekt an der Förderung des Baugenossenschaftswesens. (Lebhafter Beifall.) Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß auf dem Gebiete der Baugenossenschaften alle Stände sich zusammengefunden haben — Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Künstler und Gelehrte, Arbeiterfreunde und sonstige angesehenere arbeitervreundliche Männer aus allen Ständen. Das wollen wir aufrechterhalten. (Lebhafter Beifall.) Wir wollen die Thätigkeit der Baugenossenschaften nicht auf den Boden der reinen Selbsthilfe der Wohnungsbedürftigen allein stellen, sondern wir wollen alle mitarbeiten. (Lebhafter Beifall.) Es ist eine Eigentümlichkeit der deutschen Socialpolitik, daß sie ihr von vornherein mitgeteilt haben Staat, Gemeinde und Arbeitgeber (Bravo!) im Gegensatz zu anderen Ländern, z. B. England, wo erst nach langen und schweren Kämpfen auf dem Wege der Selbsthilfe für die Arbeiter das erreicht worden ist, was bei uns auf friedlichen Wege durch die Intervention des Staates erreicht worden ist. (Lebhafter Beifall.) Deswegen wollen wir festhalten an dem Grundsatz, daß wir alle mitarbeiten wollen. (Beifall.) Wir im Rheinland wenigstens wollen uns diese ideale Verpflichtung nicht rauben lassen (Wiederholter lebhafter Beifall); wir wollen auf dem betretenen Wege weiter vorwärtschreiten, und wir hoffen damit zu einem guten Ende kommen. (Unhaltender Beifall.) Die Ausführungen des Redners wurden folglich in französischer Sprache wiederholt.

Deutschland.
Berlin, 18. Juni.
Der Centralvorstand des Evangelischen Bundes, so lesen wir im „Reichsboten“, hatte unter dem 5. Mai d. Js. eine Eingabe an den Vorstand der Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz in Gießen gerichtet, in welcher er unter Hinweis auf das vielfach, namentlich auch auf den Synoden zu Tage getretene Verlangen nach einem kräftigeren Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen Deutschlands und auf den Gedanken-austausch zwischen dem Regierungsverwalter von Koburg-Gotha und dem Kaiser bei der Gedächtnisfeier für Herzog Ernst den Frommen die Hoffnung ausdrückt, daß die Deutsche Evangelische Kirchenkonferenz nunmehr in der Lage sein wird, den Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen kräftig zu fördern.
In dem Schreiben heißt es: Seit fünfzehn Jahren hat der Evangelische Bund als ein nach

Greue Geelen.

Roman von Maria Theresia May, preisgekrönte Verfasserin

von „Unter der Königsanne“ und „Wie es endete“ (Nachdruck verboten.)

Richard sah in das junge gelbliche Gesicht seiner Tischnachbarin und das darin die Teilnahme, die aus dem warmen Lichte des heiligen Interesses des intelligenten Mädchens heraus, und deshalb erzählte er der schönen Grace von seinen Zukunftsplänen.

„Und wenn Sie zu Ihrer Nervenanstalt bei uns genug Geld verdient haben, dann gehen Sie wieder in Ihr langweiliges Europa zurück — dem stellen Sie dann Ihre Idee, Ihr Können, Ihr Wissen und Ihr Geld zur Verfügung!“ sagte Miß Grace Clummet ungehalten; „das ist nicht schön und gerecht von Ihnen, Herr Doktor!“

Ehe noch Richard sich gegen den Vorwurf vertheidigen konnte, beugte sich Dr. Crannmore vor, der Miß Clummet als zweiter Tischnachbar war, und sagte scherzend: „Da käme es also nur darauf an, meinen jungen deutschen Freund hier in Philadelphia festzuhalten. Ich meine, Miß Clummet, wenn ich die rechte Unterstützung fände, müßte mir das gelingen, da Dr. Thielemann in Europa weder Frau noch Kind, noch Eltern zurückgelassen hat.“

„O, Sie haben gar keine Verwandten?“ fragte Miß Clummet Richard, doch ehe er noch weiter sprechen konnte, wurde die Tafel aufgehoben, und die Damen verließen den Speisesaal.

Dr. Thielemann war nicht übermäßig überrascht, als ihn Dr. Crannmore wenige Tage später ohne Umschweife aufsuchte, um Miß Grace Clummet zu werden, und ihm versicherte, er würde bestimmt nicht nur das Juvener der jungen Dame, sondern auch das ihres Oheims und Vormundes erhalten. Die Mitgift der schönen Grace sei bedeutend genug, daß Dr. Thielemann dann nicht nötig haben würde, zur Ausführung seiner Ideen erst mühsam Dollar für Dollar zu erarbeiten.

Zum höchsten Erstaunen Dr. Crannmores lehnte Richard ab, ohne ein anderes Motiv anzugeben, als daß er noch nicht heiraten wolle. Gewiß, Dr. Crannmore war selbst Junggeselle, aber eine Grace Clummet — das war immerhin eine andere Sache; so einen Goldschiff wußte man doch nicht wieder ins Wasser, wenn er einem schon an der Angel zappelt.

Doch der Doktor war nicht der Mann, dem Deutschen den Kopf über zu nehmen, den er indirekt an Grace Clummet fandte, und was noch merkwürdiger war, auch die schöne Amerikanerin zürnte nicht. Dazu war dieses Mädchen, trotzdem sie nach jeder Richtung hin in höchstem Maße verwöhnt war, dennoch innerlich viel zu nüchtern, wenn sie auch sehr wohl fühlte, daß Thielemann ihrem Herzen keineswegs gleichgültig geblieben war.

So sagte sich also Miß Clummet, als sie Thielemanns Ausspruch hörte: Er hat in Europa eine Braut oder ein Mädchen, und das genügt, denn diese sonderbaren Deutschen sind so schwerfällig, auch im Fühlen, sonst hätte er meine Hand sicher nicht abgelehnt, — damit war die Sache aber auch für sie abgethan.

Dr. Thielemann arbeitete ununterbrochen weiter, und eines Tages hatte er in seinem Laboratorium ein neues Medicament entdeckt, jenes Medicament, von dem er schon als Jüngling geträumt hatte: eine Medizin, welche die Wirkung haben mußte, die geschwächten Nerven zu kräftigen, die aufgeregten zu beruhigen, — solch ein Mittel glaubte Richard Thielemann gefunden zu haben! — Nun galt es, dieses Präparat zu erproben. Der junge Deutsche zweifelte nicht daran, daß er der Ehenhaftigkeit seines amerikanischen Gönners volles Vertrauen schenken durfte. Gleichwohl theilte er ihm mit einiger Zurückhaltung seine Entdeckung mit und die Hoffnungen, die er daran knüpfte. Mit höchstem Interesse folgten Dr. Crannmore sowohl wie Prof. Wieg den Ausführungen des jungen Deutschen und seinen Demonstrationen an den Thieren des pathologisch-anatomischen Instituts, das mit dem chemischen Laboratorium verbunden war und gegenwärtig mit diesem unter der Leitung Thielemanns stand;

auch ihnen schienen die Erwartungen des Entdeckers durchaus gerechtfertigt.

Durch Vermittelung Dr. Crannmores wurde das von Dr. Thielemann gefundene Mittel in einigen verzweifeltsten Fällen in dem großen Krankenhaus der Stadtgemeinde angewendet, zur unglücklichen Freude Richards mit glänzendem Erfolge, und die Glückwünsche seiner amerikanischen Freunde waren ebenso aufrichtig wie herzlich. Auf das Drängen des praktischen Dr. Crannmore mußte sich Dr. Thielemann ein Patent der Vereinigten Staaten für sein Präparat, das er Neuracelin nannte, bewirken, und dann sollten die Mittel beschafft werden, die ziemlich bedeutenden Herstellungskosten durch Produktion in großen Mengen zu verringern.

Professor Wieg und Dr. Crannmore waren nach den Erfolgen, die man mit dem Neuracelin bisher erzielt hatte, sofort bereit, sich mit Thielemann zum Zwecke der Ausbeutung der Erfindung finanziell zu verbinden. Doch Richard gauderte; die Proben der Wirksamkeit seines Mittels waren ihm noch nicht zahlreich, nicht überzeugend genug, um darauf hin sich in immerhin gewagte Geldoperationen einzulassen. Da nahm ihn Dr. Crannmore eines Tages mit in das Krankenhaus, in dem wenige Stunden vorher ein junges Mädchen, fast ein Kind noch, Aufnahme gefunden hatte, das infolge eines heftigen Schreckens — das Haus ihrer Eltern war in der Stadt abgebrannt und Vater und Mutter waren bei dem Brande umgekommen — an einem schweren Nervenleiden erkrankt war.

Es war furchtbar, das arme Geschöpf zu sehen, das beständig an Händen und Füßen zitterte, und dessen dunkle Augen mit gleichem Ausdruck von einem zum andern flogen, als flöhe es um Erbarmen. Ein dunkelrothes Tuch war um das nachschwarze Haar geknüpft, das in ängstiger Fülle den Kopf umfloss.

Wie erinnerte das arme Geschöpf Richard an ein Jugendbild, das er nie vergessen konnte!

„Wir wollen das Mädchen ausschließlich mit Ihrem Neuracelin behandeln, Doktor“, sagte Dr. Crannmore zu dem jungen Manne, natürlich unter

gleichzeitiger Beobachtung aller diätetischen Vorschriften.

„Glauben Sie, daß dieser Krankenfall, mit den vielen Patienten, die sich hier befinden, der geeignete Ausfuchthalt für die Arme sein wird?“ fragte Thielemann, den der Anblick des jungen Mädchens selbst ergreif.

„Gewiß nicht“, war die Antwort, „aber was sollen wir thun? Ein Privatzimmer kann Meggy Peck nicht zahlen, denn sie ist ganz unvernünftig, und die völlige Einsamkeit würde ihr auch nicht gut thun. In eine eigentliche Nervenanstalt, deren wir genug haben, kann sie aus denselben Grunde nicht kommen und in eine Irrenanstalt erst recht nicht, denn ihr Verstand hat Gott lob nicht gelitten.“

„Erwarten Sie mir bei der Spitalsleitung die Erlaubnis, lieber Doktor“, sagte Richard nach kurzem Ueberlegen, „das Kind mit mir nehmen und der Pflege meiner Haushälterin anvertrauen zu dürfen. Ihre ärztliche Behandlung der Kranken erblicke ich mir selbstverständlich. — Ich würde auf diese Weise am genauesten einen Krankheitsfall studieren können“, sagte er erklärend hinzu, als er den verwunderten Blick Dr. Crannmores auf sich gerichtet sah.

Das war freilich ein triftiger Grund und Dr. Thielemann erhielt ohne Schwierigkeit die erbetene Erlaubnis. Doch auch die Kranke mußte gefragt werden, ebenso wie der Vormund. Der letztere, ein braver, armer Handwerker, war froh, daß ein Wohlthäter sich seines unglücklichen Mädchens annahm und Meggy Peck nicht eifrig mit dem Kopfe und Krammele ein „oh yes, oh yes“ als man sie fragte, ob sie nicht mit dem Gentleman gehen wolle, und legte ihre zitternde Kinderhand mit einem Ausdruck trübenden Vertrauens in die Hand Thielemanns.

(Fortsetzung folgt.)

* Aus der Schule. Beatrix: „Was sind denn Mumien?“ — Mary: Mumien sind eingemachte Menschen.“

Telephon Nr. 53

Inserate finden durch die Neuch-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem kauftüchtigsten Lesepublikum unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die sechs-gespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Annahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen. * * * Expedition: Neuch, Niederstraße. * * *

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neufeld

29. Jahrgang.

* Eine blutige Zigeunerfehde spielte sich am Samstag in Fußsittel auf der rechten Seite der Mitter ab. Etwa 50 Zigeuner belamen Streit, schossen mit Revolvern, stachen mit Messern und hielten sogar Bären gegeneinander. Der Kampf nahm solche Dimensionen an, daß aus Hamburg berittene Schulsoldaten geholt werden mußten. Als die Polizeimannschaften eintrafen, flohen die Excedenten auf preussisches Gebiet und ließen mehrere Verwundete zurück.

Am Schloßzimmer sollen die Fenster vor eindringlichen Winden geschützt, aber leicht lästbar sein. Lichtempfindliche Augen sind bei der Wahl der Vorhänge zu berücksichtigen, besonders wenn sie in den größeren Städten, eine zum Hause gehörige Fensterjalousie fehlt. Bei Vorhandensein der Jalousie Jalousie sollte diese Abends nach dem Herunterlassen festgeknotet werden können; denn mancher Nachschlaf wird durch das klappernde Geräusch der zum Winde bewegten Bretchen gestört. Jalousiebrillen sind auf Anbringung dieser einfachen Vorrichtung eingerichtet. Wählt man Vorhänge, so dürfte ein doppelt gefärbter, dichter Kreton, etwa 1/2 m, den zweifachfachen Lichtabschluß bewerkstelligen. Man läßt dazu in der Fensterhöhe 30 Centimeter von den Scheiben die Eisenkante oben anbringen und bemißt den Stoff genau in der Länge nach der inneren Fensteröffnung. Die Breite kann beliebig in Falten genommen, an Ringe genäht und mit einer Zugvorrichtung versehen werden. Vorher würde sich nur eine nach der verwendeten dicken Gardine in creme, mattseiden oder Mull gefärbte duftige Gardine vorsehen. Sausig läßt man dieselbe auch nur auf Messingstangen an die inneren Fensterflügel bringen, um eine Lüftung zwischen der oberen Fenster zu ermöglichen. Es ist sehr schätzbar auch gut, wenn ein Bolant der großen Gardine so hoch über der Fensteröffnung angebracht

Das Wohnzimmer sollte nicht, wie es so oft geschieht, ganz der Einwirkung der Sonne entzogen werden. Die Stühle, glanzvolle Tapeten, Möbelstoff und Teppichfarben vor Zerkörung zu schützen, hat einen fast ungedungen Abbruch der wärmern, beheizenden, gesegneten Sonnenstrahlen zur Regel gemacht, und so wie sie sich im Raum zeigen, zieht man die Vorhänge zu. Es ist ja richtig, daß die Sonnenstrahlen durch viele Stunden im Tage auf Stoffe eine verheerende Wirkung ausüben; aber es handelt sich dabei um Kompromisse. Was ist gegen ein schön belegtes Blumenmuster einzuwenden? Die Pflanzen fangen die Sonne ab, und eine leichte Tüll- oder englische Jagearcade vor das Fensterbrett gezogen, läßt Bäume genug durch, ohne zu brennen. Nämlich feine, getönte englische Watte in creme oder mattsch, gelb, olive können einen entzückenden Farbenspiel im Zimmer geben und viel milder wirken, als die dicht gefärbten oder verzierten Stores der Briten, die in ungläublicher Mannigfaltigkeit auf diesen hygienischen Unfluthen einladen, nämlich das Zimmerfenster immer verdeckt zu halten. Etwas anderes ist es, wenn flüssige Ausstattungen verdeckt werden sollen. Dazu genügen aber meistens die in Schilde angebrachten Vorhänge oder Hebenischiefer, oder sehr praktisch und hübsch ist

Niederstr. 62.

Niederstr. 62.

